

# Dossier «Soziale Innovation»



## Einleitung

Markus Zürcher, Generalsekretär SAGW

Das Schlagwort «Innovation» dominiert seit rund einer Dekade die Forschungsförderung. Primär gefördert wird die Entwicklung von Produkten, Instrumenten und Applikationen auf der Grundlage neuer Technologien.<sup>1</sup> Die Geistes- und Sozialwissenschaften sind von der Innovationsförderung, auch zunehmend in der orientierten Forschung, weitgehend ausgeschlossen.<sup>2</sup>

Aus verschiedenen Gründen ist dies fahrlässig: Was im Labor, Modell oder Experiment entwickelt wird, erweist seine Effekte und Wirksamkeit erst im Alltag. Die Herausforderung besteht in der Implementierung neuer Produkte und Verfahren und weniger in deren Entwicklungen.

In diesem Dossier werden Alternativen zu einem technologischen, produktförmigen Verständnis von Innovation aufgezeigt. Der Einbezug des soziokulturellen und institutionellen Kontextes sorgt nicht nur für alltagstaugliche Lösungen, sondern trägt gerade in der Schweiz massgeblich zur Wertschöpfung bei. 80 Prozent der Wertschöpfung werden über Dienstleistungen erwirtschaftet. Darunter fallen unter anderem die Qualitätsmarke «Schweiz», das Branding und Marketing von in der Schweiz ansässigen Weltkonzernen, die hohe internationale Vernetzung und mit ihr eine wachsende «Creative Industry» und «Experience Economy» (Christoph Weckerle). Problematisch ist das Innovationsverständnis der Förderagenturen, weil das Neue sich nicht dort zeigt,

wo man es sucht, da sich das wirklich Neue nicht vom Bestehenden ableiten lässt. Deshalb verfehlt gerade die orientierte Forschung oft ihr Ziel. So werden 90 Prozent der registrierten Patente nicht genutzt. Erfolgreiche Innovationen sind denn auch zu einem guten Teil «bricolage», eine Rekombination von bestehenden Elementen, die sich aus der Interaktion von verschiedenen Akteuren ergeben (Rainer Walz).

Wesentlich ist auch die Einsicht, dass die grossen Herausforderungen («grand societal challenges») sich nicht einfach lösen lassen, da Lösungen oft zu Zielkonflikten führen und Nachfolgeprobleme schaffen (Michael Stauffacher). Einen Überblick zum Innovationsbeitrag der Geistes- und Sozialwissenschaften in zahlreichen Feldern geben Hugues Jeannerat und Olivier Crevoisier. Mögliche Indikatoren zur Erfassung des Beitrags diskutieren Gaël Brulé und Christian Suter. Corina Balaban hingegen fragt, ob «Innovation» für die Geistes- und Sozialwissenschaften überhaupt der geeignete Rahmen ist, um sozialen Wandel zu diskutieren. Weitere Alternativen zu einem linearen Innovationsverständnis in diesem Dossier sind: eine kurze historische Problematisierung des Innovationsbegriffs (Heinz Nauer); partizipative Verfahren in Partnerschaften zwischen Praxis und Forschung (Melanie Mettler); «Social Design» (Angeli Sachs); die Bedingungen für die Etablierung von Innovationen im Bereich nachhaltigen Konsums (Stephanie Moser et al.); sowie neue Wohnformen für eine alternde Gesellschaft (Margrit Hugentobler).

Mehrere Autoren dieses Dossiers (Jeannerat, Crevoisier, Brulé, Suter) arbeiten auf Anregung der Akademie und im Auftrag des Staatssekretariats für Bildung und Forschung an einem Bericht zum Beitrag der Geistes- und Sozialwissenschaften zur Innovation in der Schweiz, der im kommenden Jahr erscheinen wird. Von der Publikation erwarten wir eine Reorientierung der Innovationsförderung wie der orientierten Forschung.

<sup>1</sup> Vgl. Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (2018). «Innovation – Anregungen / Impulse aus den Geistes- und Sozialwissenschaften» (Swiss Academies Communication, 13,1), DOI: doi.org/10.5281/zenodo.11688410.

<sup>2</sup> Vgl. Schmidlin, Sabina (2018): «Finanzierung von Forschung und Innovation durch den Bund ab 2008». Bericht im Auftrag der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (Swiss Academies Reports 13,3), DOI: doi.org/10.5281/zenodo.1475753 (Kurzzusammenfassung in diesem Bulletin auf S. 55).

## Innovation – kurze Geschichte eines selbstverständlichen Begriffs

Heinz Nauer, SAGW

32

**Innovation ist überall, in der Welt der Technologie genauso wie in den Welten des Managements, der Medien oder der Wissenschaften. Sie ist ein prägendes Fahnenwort in der technischen Literatur genauso wie in geistes- und sozialwissenschaftlichen Projektanträgen. Das Reden über Innovation ist so selbstverständlich geworden, dass die lange, wechselhafte Geschichte des Begriffs oft vergessen geht.**

Wer Innovation sagt, schaut ostentativ nach vorn. Der Innovationsbegriff impliziert einen scheinbar natürlichen Fluss von Neuerungen, mit welchen Gesellschaften rund um den Globus den grossen Herausforderungen der Zeit entgegentreten. Dabei ist Innovation ein junger Begriff. Der Duden kennt ihn seit 1915, der Brockhaus seit 1975 und das Historische Lexikon der Schweiz als eigenständigen Eintrag gar erst seit 2018. Den Begriff in seiner heutigen Form geboren hat das sogenannte «goldene Zeitalter der Innovation» zwischen etwa 1920 und 1960. Indes hat die Innovation eine wenig bekannte Vorgeschichte, die bis in die Antike zurückreicht. Historische Kontextualisierung birgt die Macht, Klarheit zu schaffen, indem sie Selbstverständlichkeiten aufbricht. Insofern kann ein Blick zurück dazu beitragen, einen unverstellten Blick auf den heutigen Innovationsbegriff mit seinen grossen (und oft nicht gehaltenen) Versprechen zu gewinnen.

### Vier Transformationen

Die vielleicht substanziellsten Beiträge zur Begriffsgeschichte von Innovation stammen vom kanadischen Wissenschaftshistoriker Benoît Godin. In seinem Buch «Innovation Contested» (2015) beschreibt er vier Transformationen des Innovationsbegriffs durch die Jahrhunderte.

Ihre Wurzeln hat die Innovation (gr. καινοτομία) in der griechischen Antike, wo sie in negativer politischer Konnotation im Sinne eines Umsturzes der etablierten Ordnung gebraucht wurde. Eine erste Umdeutung erfuhr sie in der Spätantike. Die Vulgata, die erste lateinische

Bibelübersetzung, kennt das Wort «innovo» als ein Konzept der individuellen spirituellen Erneuerung. Im 16. Jahrhundert ging das Wort Innovation schliesslich fest ins diskursive Vokabular ein und wandelte wiederum seine Bedeutung. Innovation wurde zu einem polemischen Begriff im Umfeld der Religionsdebatten. Wie der Häretiker galt der Innovator als subversiv und gefährlich. Dieser Sprachgebrauch wirkte lange nach. Noch die Aufklärer, Revolutionäre und Sozialreformer des 18. und frühen 19. Jahrhunderts verwendeten den Begriff nicht als Selbstbezeichnung.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts fand eine dritte Transformation statt. Innovation wurde zu einem Sammelbegriff für positiv besetzte Begriffe wie Wandel, Neuerung oder Erfindung. In dieser Zeit begann die Umdeutung von Innovation von einem ambivalenten Begriff in ein Instrument des Fortschritts und – befeuert durch Joseph Schumpeters «Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung» (1912) – schliesslich in ein ökonomisches Konzept. Das ist die vierte Transformation des Innovationsbegriffs. Er wurde nun Teil einer theoretischen Kausalkette bestehend aus Wissenschaft, Innovation und Wirtschaftswachstum. Nach dem Zweiten Weltkrieg, spätestens aber ab den 1970er-Jahren, war mit Innovation nun implizit in erster Linie technologische Innovation gemeint, die sich direkt ökonomisch verwerten liess.

### Neues Reden über Innovation

Innovation wurde seither zu einer Art Beschwörungsformel, welche die ältere Formel des Fortschritts abzulösen scheint. Eine Beschwörungsformel allerdings, die nie hundertprozentig funktionierte. Der Schweizer Historiker Caspar Hirschi merkte dazu kritisch an: «Abgesehen von der Kommunikationsindustrie leben wir im Zeitalter der grossen Versprechungen und kleinen Verbesserungen.»<sup>1</sup> Unser Alltag beruht

---

<sup>1</sup> Hirschi (2013), S. 590.

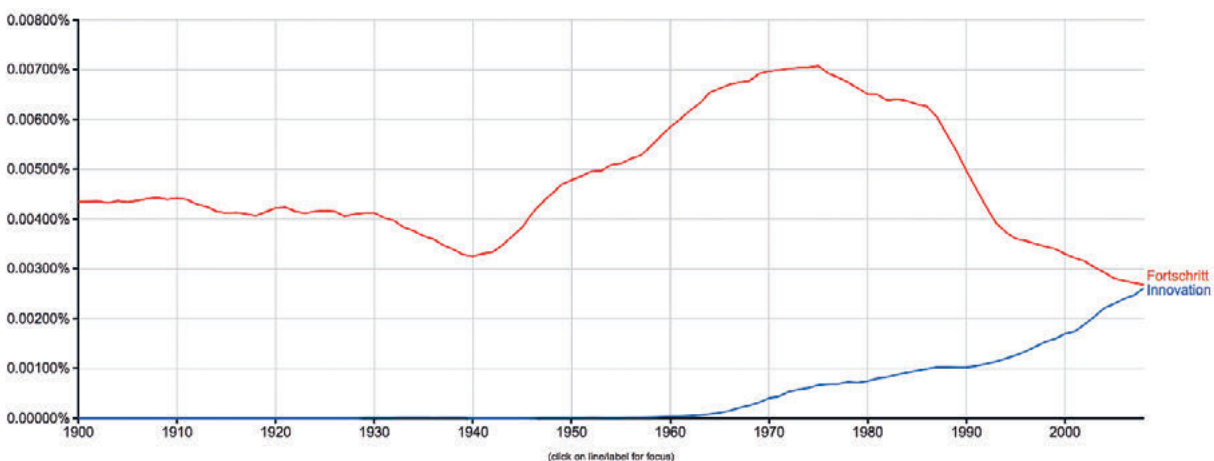
auf Einrichtungen, die mittlerweile 50 bis 150 Jahre alt sind (denken wir nur an den Verkehr und das Schienen- und Strassennetz). Das Reden über Innovation sei zu einer eigentlichen Obsession geworden, die in ihrer verstellenden Dominanz echte Neuerungen geradezu verhindere, so Hirschi.

Seit einigen Jahren werden die Stimmen im Innovationsdiskurs wieder vielfältiger und sprechen neben technologischen auch von sozialen, «grassroots» und noch weiteren Innovationen. Solche zumindest im deutschen Sprachraum vergleichsweise neuen Konnotationen zu Innovation könnten, so ist zu vermuten, indes Verschiedenes bewirken: eine Weitung des Diskurses, die unter anderen Akteuren auch den Geistes- und Sozialwissenschaften mehr Gehör verschafft, oder in ihrem formelhaften Verweis auf Innovation eine Zementierung des etablierten Musters.<sup>2</sup>

## Literatur

- Godin, Benoît (2015): *Innovation Contested. The Idea of Innovation over the Centuries*, New York.
- Hirschi, Caspar (2013): Die Organisation von Innovation. Über die Geschichte einer Obsession, in: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 67/7, S. 589–598.
- Weber, Susanna (2018): *Innovation. Begriffsgeschichte eines modernen Fahnenworts*, Baden-Baden.
- Zürcher, Markus (2018): Sieben Inputs in sieben Minuten: Zur Einführung, in: *Innovation. Anregungen/Impulse aus den Geisteswissenschaften. Ein Werkstattbericht* (Swiss Academies Communications 13,1), S. 5–8.

<sup>2</sup> Siehe dazu auch den Beitrag von Corina Balaban in diesem Dossier, S. 38.



Häufigkeit der Wörter «Fortschritt» und «Innovation» zwischen 1900 und 2010 im Verhältnis zu allen Wörtern im deutschen Textkorpus von Google Books in diesem Zeitraum. (Quelle: Google Ngram Viewer)

## Faire véritablement de l'innovation sociale un champ d'action des Sciences humaines et sociales

Hugues Jeannerat, Olivier Crevoisier, Université de Neuchâtel

**34** Les grands défis sociétaux contemporains appellent des solutions de société, pour la société et par la société qui dépassent le cadre des innovations technologiques et commerciales traditionnelles. Cette innovation sociale (IS) est plus que jamais un enjeu généralisé d'entrepreneuriat, d'action publique et d'initiatives citoyennes. Les sciences humaines et sociales (SHS) peuvent jouer dans ce domaine un rôle central et moteur. Elles doivent pour cela devenir des plateformes d'expérimentation locale (labs) ainsi que des relais globaux (hubs) de co-innovation en société.

L'attention politique et scientifique croissante accordée à l'IS au cours des dernières années en Europe, et plus récemment en Suisse, laisse entrevoir un rôle accru des SHS en tant qu'actrices de l'innovation. Le lien entre l'IS et les SHS n'est toutefois pas si clair et ce rôle doit être mieux compris et expliqué.

Les définitions de l'IS sont nombreuses et ne font pas explicitement référence aux SHS. Certaines interprétations insistent sur les aspects non technologiques et non commerciaux de l'IS, d'autres sur la nature collective des solutions qu'elle suscite, d'autres encore sur ses finalités humaines. Il y a toutefois consensus sur le fait que cette innovation porte sur de nouveaux produits et de nouvelles pratiques capables de répondre, à différentes échelles (locale, nationale et globale), aux problèmes économiques, écologiques et sociaux de notre temps.

L'IS n'implique pas nécessairement les SHS. Elle est toutefois un champ d'action dans lequel les SHS peuvent

jouer un rôle décisif pour différentes raisons. Premièrement, les diplômés en SHS occupent de nombreux postes au sein d'activités et d'organisations impliquées de manière centrale dans l'IS, notamment dans les services, la culture, la formation, l'action sociale, l'humanitaire et les institutions publiques. Deuxièmement, les problèmes sociétaux auxquels l'IS est censée apporter des réponses sont des domaines d'expertise avérés des SHS, par exemple en matière de gouvernance publique, d'inclusion sociale, de migration, de durabilité ou de développement humain. Troisièmement, l'IS est le fruit de processus créatifs et collectifs que les SHS peuvent susciter, faciliter et renforcer par leurs méthodes et leurs recherches en interaction directe avec la société.

### **Devenir actrices sans faire de solutionisme universel**

L'innovation est un champ de recherche traité de longue date par de très nombreuses disciplines des SHS (économie, sociologie, anthropologie, histoire, droit, psychologie sociale, etc.). L'apport en soi des SHS à l'innovation reste cependant mal compris et peu explicité par ces recherches. Pour devenir actrices, les SHS ne doivent donc pas cantonner l'IS à un champ d'intérêt mais y concevoir leur place.

Contrairement au solutionisme technologique prôné par certains géants de la Silicon Valley, l'IS ne cherche pas à répondre aux grands défis par des solutions universelles. Elle consiste à traduire ces grands défis en problèmes et solutions concrets et situés dans des contextes économiques, politiques, culturels et sociaux spécifiques. Pour

transformer la société à plus large échelle, ces problèmes et ces solutions doivent également circuler et interagir entre différents lieux et différentes échelles institutionnelles.

Les SHS permettent notamment de problématiser des enjeux collectifs, de valoriser la diversité, de stimuler la créativité et de favoriser les débats tant à l'échelle locale qu'internationale. Elles peuvent donc être des plateformes d'expérimentation locale (labs) ainsi que des relais globaux (hubs) de co-innovation sociale à travers lesquels s'expérimentent, circulent et s'institutionnalisent, localement et globalement, des problèmes et des solutions aux grands défis.

### **Apport des SHS mal compris par les politiques publiques**

Les SHS développent des compétences primordiales pour encadrer, mettre en œuvre et donner du sens à l'innovation en général. Cet apport est aujourd'hui souvent mal compris et mal reconnu par les politiques publiques d'innovation en place. L'IS est une occasion de rendre cet apport plus visible et de faire des SHS de véritables parties prenantes dans les futures politiques d'innovation.

Pour cela, les SHS ne doivent pas être attentistes mais montrer la voie en s'engageant résolument dans des projets pédagogiques et scientifiques de co-innovation en société. C'est en expérimentant et en mettant en débat ces projets que les SHS contribueront à relever les grands défis de société pour lesquels des solutions simples, ou uniquement technologiques, sont inopérantes.

**Hugues Jeannerat**



Hugues Jeannerat est chercheur et chargé d'enseignement à la Maison d'analyse des processus sociaux et au Pôle de propriété intellectuelle et de l'innovation de l'Université de Neuchâtel. Ses intérêts de recherche sont entre autres: la sociologie et l'économie de l'innovation, le développement régional, l'économie culturelle et la transition durable.

**Olivier Crevoisier**



Olivier Crevoisier est professeur ordinaire à l'Institut de sociologie de l'Université de Neuchâtel. Ses domaines de compétences sont l'économie territoriale, l'économie de l'innovation et l'économie institutionnaliste.

## Vers une meilleure mesure de l'innovation sociale

Gaël Brulé, Christian Suter, Université de Neuchâtel

**36** **En affaires, dans la société civile, dans l'administration: l'innovation sociale est partout. Mais elle est plus difficile à mesurer que les formes d'innovation technique. Elle a besoin d'autres indicateurs et d'un vaste cadre analytique.**

Actuellement, la plupart des indicateurs d'innovation se basent sur un modèle linéaire de l'innovation, basé sur une lecture unidimensionnelle input/output, où le nombre de brevets et de publications scientifiques (output) est mis en regard avec les dépenses de R&D (recherche et développement, input). L'innovation y est ainsi présentée comme linéaire (au lieu de diffuse), technique (au lieu de sociotechnique) et entreprise-centrée (au lieu d'omniprésente). En conséquence, certains types d'innovation sont moins bien mesurés que d'autres. C'est le cas de l'innovation sociale. L'innovation sociale se distingue des autres types d'innovation par ses objectifs (solution à des problèmes collectifs de société) et par la pluralité des acteurs impliqués (entreprises, associations, Etat, société civile, etc.).

### **Croiser les facteurs**

Il existe néanmoins des mesures de l'innovation sociale, certaines entretenant un lien marchand, d'autres non. La plupart des mesures se concentrent sur des innovations avec un lien marchand explicite. Parmi celles-ci, on peut citer par exemple le Global Entrepreneurship Monitoring, une enquête conduite à l'origine par Babson College et

London Business School. Dans une version spéciale 2015, une enquête a été menée sur l'innovation sociale. On y mesure notamment le pourcentage de la population adulte impliquée dans l'entrepreneuriat social. On y apprend par exemple que 6,6% de la population active suisse est impliquée dans une activité d'entrepreneuriat social, soit la cinquième position en Europe de l'Ouest derrière le Luxembourg (13,8%), l'Irlande (11,1%), la Norvège (7,1%) et la Suède (6,9%). Quant aux innovations sociales non marchandes, la difficulté réside dans l'explicitation des objectifs; si les objectifs économiques sont souvent relativement clairs, une partie des objectifs partent d'aspirations sociales, se construisent et s'explicitent dans le processus d'innovation. Ils ne sont pas nécessairement connus au départ et peuvent même évoluer au cours du temps. Une autre particularité de l'innovation sociale est la multiplicité des acteurs. Il convient donc d'élargir les mesures, souvent réduites à l'entreprise. Se pose enfin la question des conditions de l'innovation. Les facteurs sociaux, culturels, économiques et écologiques conditionnent grandement une innovation qui émerge à différents niveaux de la société, dans les entreprises, dans les associations, dans la société civile. Il convient alors de mesurer large et d'inclure des indicateurs *a priori* éloignés de l'innovation, comme le climat politique, la confiance, la diversité, etc. Croiser les facteurs et les occurrences d'innovation sociale permet néanmoins de comprendre ce qui facilite et empêche l'innovation sociale, que ce soit au niveau des valeurs véhiculées

(par exemple l'aversion au risque), du tissu social (par exemple la confiance entre les individus) ou des institutions (par exemple le statut accordé aux entrepreneurs sociaux).

### Un pas vers davantage de complexité

S'engager vers la mesure de l'innovation sociale est d'emblée un pas vers davantage de complexité, un passage de l'évènement au processus, et pour les indicateurs, une extension du cadre d'analyse. En physique, plus un phénomène est concentré et homogène, plus il est facile à mesurer. A l'inverse, plus un phénomène est diffus et pluriel, plus il est difficile à mesurer. Il est plus facile, par exemple, de mesurer la quantité de pétrole dans une réserve de pétrole que de compter le nombre de matériaux précieux dans une mer, d'autant plus que «précieux» est un concept dont la valeur change en permanence. Il en va de même pour l'innovation et l'innovation sociale est précisément un de ces types de matériaux rares. Il convient alors d'être ouvert sur l'observation des phénomènes émergents, d'étendre l'observation des acteurs de l'innovation et donc d'être à l'écoute des frémissements de la société civile et de l'ensemble des acteurs sociaux.

**Gaël Brulé**



Gaël Brulé a obtenu son doctorat à l'Université de Rotterdam avec une thèse dans le domaine des «happiness studies». Il est le fondateur de la revue en ligne «Sciences & Bonheur». Il travaille aussi sur le développement durable et l'innovation. Depuis 2017, il est post-doctorant à l'Institut de sociologie de l'Université de Neuchâtel.

**Christian Suter**



Christian Suter est professeur ordinaire de sociologie à l'Université de Neuchâtel. Ses domaines de recherche sont entre autres: la sociologie économique, les indicateurs sociaux et le «social reporting».



## The 'Innovation' framework and what could lie beyond

Corina Balaban, Manchester Institute of Innovation Research

**38** Throughout the last decade, the term 'innovation' has mostly been associated with 'technical innovation'. It is, therefore, loaded in ways that cannot do full justice to all the different roles that the social sciences and humanities (SSH) can have in society. For this reason, it can be problematic to position all the SSH within the current 'innovation' framework as a way of demonstrating their contribution to society.

In very broad terms, the concept 'innovation' encapsulates the birth of new ideas and creative thoughts that have the potential to bring positive change. 'Social innovation' more specifically, refers to the capacity of ideas to transform society for the better. These all sound like worthwhile goals to pursue as a society. However, throughout the last decade the term 'innovation' has been much more widely associated with technical innovation, and the kind of change that does not only concern transformative ideas but the capacity of those ideas to be applied and create concrete 'solutions' to existing problems.

This piece problematises the positioning of the SSH within the current 'innovation' framework, suggesting that the term is at present loaded in ways that cannot do full justice to the whole spectrum of the SSH. Innovation is, by all means, a good endeavour for the kind of research that is able to create change by coming up with new solutions to societal problems. Nevertheless, from an SSH perspective, social change can be created in many other ways, that go beyond 'innovation' as it is currently under-

stood. The SSH can change mindsets, encourage reflexivity, and shape the public debate, by creating culturally-aware citizens. These changes, however, are all visible within a long-term frame of reference that may or may not have a 'practical' application or address a specific 'problem' as such. The SSH contribute to an ongoing conversation that can lead to many different paths, and it is important to acknowledge that 'social innovation' is only one of them.

### Theoretical lines of inquiry excluded

With its current 'tech-inspired' undertones, the concept of innovation implies that the outcomes of a given innovative endeavour are tangible, visible and measurable. This assumption is often incompatible with the very nature of the SSH. The SSH, and especially the humanities have their own characteristics research outputs, which require different frameworks to manifest themselves. Thinking exclusively in terms of 'social innovation' is arguably limiting the potential for expression that the SSH have. Moreover, the 'frontier of knowledge' is very different across disciplines. Whereas in the hard sciences the 'frontier of knowledge' might be represented by creating new product or device, in the SSH the frontier of knowledge is often about changing the conceptual lens – coming up with new questions, challenging existing ideas, looking at things differently. This is very hard to position within a 'social innovation' framework, unless it can be directly applied to a given context. While the tangible implementation of an idea might be an obvious

choice for some of the more applied social sciences, the idea of 'innovation' most certainly excludes more theoretical lines of inquiry.

### Beyond the innovation concept

So how are the SSH useful then? In her famous book *Why Democracy needs the Humanities* (2010), Martha Nussbaum, Professor of Law and Ethics at the University of Chicago, discusses the public benefit of the humanities. She argues that the SSH are central to maintaining a healthy democracy, and the ways to foster and maintain this are very diverse. Perhaps creating 'social innovation' is one way to achieve this. However, using 'social innovation' as an umbrella term for the contribution of the SSH to society might close down rather than open up possibilities for SSH research.

To conclude, I see two possible ways forward: we either open the term 'innovation' to signify the creation of new ideas that can, in the long term, offer creative insights into the ways in which people operate; or, we declare that it is too late to recycle the term 'innovation' in an SSH context, and find a new framework under which the SSH can fully express their value. I would personally recommend the latter. That way, rather than being positioned in a 'catching up' narrative where they need to demonstrate their value within an applied model of social change, the SSH can formulate their own channels of generating social change – be that by creating 'social innovation' or simply by generating ideas that make life richer. In other words, there is a need for the conversation to shift from

innovation to acknowledging the full potential of the SSH. I would argue that national systems and organisations need to start thinking about the conditions that they can provide for the SSH to develop its full potential – beyond innovation. It is time to be more courageous and think in new directions. We need to re-conceptualise new possible roles for SSH research in societies and have a more serious reflection about how we see knowledge, what types of knowledge we value, and for what reasons.

Corina Balaban



Corina Balaban is a postdoctoral Research Associate at the Manchester Institute of Innovation Research (MIIoIR, Alliance Manchester Business School), where she conducts qualitative research on science and innovation policy. Her current project investigates the changing roles of universities as public institutions. In October 2018 she was a visiting scholar at the Swiss Academy of Humanities and Social Sciences.

## Soziale Innovation: Treiber, Auswirkungen, Förderung

Rainer Walz, Fraunhofer Institut für System- und Innovationsforschung, Karlsruhe

**40 Die Zahl von lokalen, oftmals ehrenamtlich getragenen Initiativen im Bereich sozialer Innovation steigt. Der Wunsch nach Selbstbestimmung, Austausch und gemeinschaftlichen Erfahrungen treibt sie an. Sie zu fördern ist allerdings komplex. Es braucht neue Instrumentarien, welche die Initianten mit Akteuren aus der Wirtschaft zusammenbringen.**

Unter Innovationen versteht man die erstmalige Anwendung und nachfolgende Verbreitung neuer Lösungen. Sie rekombinieren existierendes Wissen oder kombinieren es mit neuem. Entsprechend ist Innovation ein sozialer Prozess, in dem die Interaktion der beteiligten Akteure – bis hin zu den Nutzern – zentral ist für den Erfolg.

Die anstehenden Transformationsprozesse hin zur Nachhaltigkeit erfordern die Kopplung von technischen mit nicht technischen Lösungsansätzen. Sozialen Innovationen kommt dabei ein besonderer Stellenwert zu. Bisherige Rollen, Wertschätzungen und Normen verändern sich: Konsumenten werden verstärkt selbst in der Produktion selbst genutzter Güter tätig («Prosumer»), nutzen diese Güter häufig gemeinschaftlich («Sharing Economy») und legen Wert darauf, dass zum Beispiel ihr Essen nachhaltig produziert wird.

### Treiber und Wirkungen

Inzwischen steigt die Zahl der lokalen, oftmals ehrenamtlich getragenen Initiativen im Bereich soziale Innovation. Dies gilt auch für die Schweiz – und dies nicht nur beim bekannten Carsharing. Allein in Basel werden über 40 Projekte im Bereich Urban Gardening als Plattform auch für den Austausch innerhalb der Nachbarschaft genutzt. Von

den weltweit über 1500 dokumentierten Repair Cafés, welche die Nutzungsdauer von Gebrauchsgütern verlängern, befinden sich etwa 20 in der Schweiz. Ebenfalls mindestens 20 offene Werkstätten (oft als «Fab Labs» bezeichnet) bieten in der Schweiz Raum, Werkzeug und fachlichen Rat für die eigenständige Produktion.

Es gibt verschiedene Treiber für solche Formen von Innovation: die Reduktion von Umweltbelastung, aber auch der Austausch innerhalb und zwischen Generationen und die Erfahrung eines gemeinsamen und gleichzeitig selbstbestimmten Produzierens und Konsumierens. So können soziale Innovationen dazu beitragen, die Lebensqualität in einer durch Entgrenzung und hohe Dynamik gekennzeichneten Arbeitswelt zu erhöhen. Und nicht zuletzt ermöglichen sie auch die Teilhabe und Mitwirkung sozial schwächerer Gruppen an der Umsetzung einer nachhaltigen Entwicklung.

Inwieweit sich diese intendierten Wirkungen einstellen, beziehungsweise ob noch weitere, nicht intendierte Wirkungen auftreten, kann bisher nicht umfassend beantwortet werden. Es gibt Hinweise, dass soziale Innovationen ähnlich wie Modernisierungsstrategien wirken. Dezentralisierung, höherer Handlungsspielraum des Einzelnen, aber auch individualisierte Zuweisung von Verantwortlichkeiten sowie sektorale Verschiebungen hin zu dienstleistungsähnlichen Tätigkeiten erscheinen plausibel. Andererseits wird mit sozialen Innovationen auch die Vision einer anderen gesellschaftlichen Entwicklungslogik verbunden, bei denen das auf Erwerbswirtschaft in einer Konkurrenzwirtschaft abzielende Paradigma durch gemeinschaftliches Handeln und informellere Arbeitsbeziehungen ergänzt wird. Die Quantifizierung der Auswirkungen, aber auch der Anpassungsbedarf gesell-

schaftlicher Sicherungssysteme und wirtschaftlicher Strukturen wird ein wichtiges Zukunftsthema wissenschaftlicher Analysen und politischer Diskurse werden.

### Förderansätze

Kennzeichen sozialer Innovationen ist, dass sie aus der Mitte der Zivilgesellschaft stammen und sich schnell verändern können. Ihre Unterstützung kann also nicht auf das traditionelle Format der Förderung von Forschung und Entwicklung (F&E) zurückgreifen. Zur Förderung ist deshalb ein angepasstes Instrumentarium erforderlich. Eine zentrale Anforderung ist es, vermehrt Räume zu schaffen, in denen sich neue Formen sozialer Innovationen entwickeln und erproben lassen. In jüngster Zeit wurde mit diesem Ziel auch die Etablierung von Real-laboren unterstützt. Sie sind allerdings stark durch Wissenschaftler und ihr Erkenntnisinteresse geprägt und fokussieren auf ausgewählte sektorale Probleme. Erforderlich ist eine Weiterentwicklung, bei der den Praxispartnern ein grosser Spielraum gesichert wird und keine Beschränkung auf Einzelthemen erfolgt. Diese neue Generation von Transformationslaboren sollte eine längere Perspektive von etwa 10 Jahren einnehmen, damit sich neue organisatorische, institutionelle und soziale Innovationen auf der Stadtquartiersebene aus der Interaktion von Zivilgesellschaft, Wissenschaft und Wirtschaft entwickeln und anpassen können.

Die Verbreitung und das «Upscaling» sozialer Innovationen stehen vor der Herausforderung, dass sie vielfach in durch persönliches Engagement getragenen Initiativen entstehen und nicht in professionelle Strukturen eingebettet sind. Für eine Professionalisierung sozialer Innovationen ist eine Zusammenarbeit von lokalen Initiativen

und Wirtschaftsakteuren im Sinne einer «Social-Private-Partnership» unabdingbar. Allerdings bestehen nicht selten erhebliche kulturelle Differenzen, die das gegenseitige Verständnis und die Zusammenarbeit erschweren. Wer diese Blockaden aufbrechen will, braucht ein vertieftes Verständnis für komplexe Innovationsprozesse und hohe Sensibilität, um die neuen Angebote zu etablieren, ohne die Identität der jeweiligen Akteure zu stark zu verändern.

Rainer Walz



Rainer Walz ist Professor in Volkswirtschaft und leitet das Competence Center Nachhaltigkeit und Infrastruktursysteme am Fraunhofer Institut für System- und Innovationsforschung in Karlsruhe. Er lehrt an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Karlsruhe und als Gastprofessor an der Chinese Academy of Science.

## Innovative Partnerschaften im gesellschaftlichen Wandel

Melanie Mettler, Verein Soziale Innovation Bern:  
Accelerator

**42** Soziale Innovation bezeichnet den Ansatz, die Bewältigung gesellschaftlicher Aufgaben im partnerschaftlichen Zusammenspiel der Sektoren Staat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft anzugehen. Gerade in Zeiten gesellschaftlichen Wandels kommen Impulse für innovative Lösungsansätze häufig von unten («bottom-up»). An Projekten und Initiativen fehlt es nicht, oft aber an der Vernetzung und an professionellen Koordinationsleistungen, die eine partnerschaftliche Umsetzung ermöglichen.

Demografische Entwicklung, Klimawandel, Digitalisierung und Arbeitsplätze: Die Themen, welche die Bevölkerung in der Schweiz über alle Altersgruppen hinweg beschäftigen, sind bekannt. Der Ansatz von Sozialer Innovation ermöglicht nun, Lösungsansätze zur Bewältigung dieser Herausforderungen im Zusammenspiel von Zivilgesellschaft mit Staat und Wirtschaft weiterzuentwickeln. Dies fördert den gesellschaftlichen Zusammenhalt und den konstruktiven Dialog zwischen verschiedenen Akteuren der Gesellschaft. Die Wissenschaft nimmt dabei eine wichtige unterstützende Rolle ein.

### Drehscheiben und Netzwerke – drei Beispiele

Soziale Innovation entsteht häufig von unten («bottom-up»). Im Idealfall werden die Initiativen von professionellen Akteuren aufgenommen und dann partnerschaftlich weiterbetrieben. Vermittelnde Instanzen, die als Drehscheiben wirken, bringen Akteure als Partner zusammen (nach dem Prinzip «scoping and matching»). Das ist nicht bloss ein Zukunftsszenario. Solche Innovationsvermittlungstätigkeiten werden schon heute aktiv gefördert. Dazu zwei internationale Beispiele und ein regionales Beispiel aus der Schweiz:

1. Die Europäische Union beauftragt im Rahmen von Horizon 2020 private Akteure mit dem Betrieb der Plattform [socialchallenges.eu](http://socialchallenges.eu). Die Plattform funktioniert mittels 37 lokal betriebener Hubs (scoping), die sicherstellen sollen, dass die pulsierenden Ökosysteme und die Herausforderungen der übergeordneten Akteure vermittelt (matching) und wo möglich skaliert und in neue Geschäftsmodelle umgewandelt werden.<sup>1</sup>
2. Der Aktionsplan der «Urban Agenda for the EU» sieht ebenfalls die Einführung einer privaten Innovationsvermittlung als zielführendes Instrument für Soziale Innovation vor. Die Urban Agenda ist eine neue Form von Partnerschaften zwischen der Europäischen Kommission, den Mitgliedstaaten, Städten und weiteren Stakeholdern, die gemeinsam an einer auf die lokalen Bedürfnisse ausgerichteten Politik arbeiten.<sup>2</sup>
3. Einem ähnlichen Bedürfnis nach aktiver Koordinations- und Vermittlungstätigkeit folgend wurde 2016 der gemeinnützige Verein Soziale Innovation Bern: Accelerator (SIBA) gegründet. Er verfolgt den Ansatz, durch Vermittlungs- und Befähigungsleistungen brachliegende Ressourcen nutzbar zu machen, und hat dazu ein Basisprogramm entwickelt: Er publiziert eine Reihe mit Artikeln zu «Soziale Innovationen» in einer Online-Zeitung<sup>3</sup>, organisiert Vernetzungsanlässe und Workshops und bietet Coaching an.

---

<sup>1</sup> [www.socialchallenges.eu](http://www.socialchallenges.eu)

<sup>2</sup> <https://ec.europa.eu/futurium/en/public-procurement/public-feedback-summary-german-offentliche-feedback-zu-dem-von-der-partnerschaft#Action%204>: Innovationsvermittler, 2.2.1.

<sup>3</sup> <http://www.journal-b.ch/de/dossiers/1/2512/Serie-Soziale-Innovation.htm>

### Soziale Innovation in der Praxis

Es ist nicht Aufgabe der Vermittlerinstanzen, innovative Projekte selbst zu entwickeln. Das ist auch nicht nötig, denn das Engagement und die Kreativität in der Zivilgesellschaft sind gross. Es seien an dieser Stelle nur zwei Beispiele aus Bern genannt, die beide den Ansatz verfolgen, zivilgesellschaftliches Engagement mit staatlichen und privatwirtschaftlichen Akteuren zu verbinden:

1. Die Initiative «Sunraising» ([www.sunraising.ch](http://www.sunraising.ch)) ermöglicht MieterInnen, die selbst keinen Zugriff auf die Dachflächen der von ihnen bewohnten Häuser haben, per Crowdfunding Photovoltaik-Anlagen zu finanzieren. Der Beitrag der öffentlichen Hand besteht darin, Dächer ihrer Liegenschaften günstig zur Verfügung zu stellen. Der Energiedienstleister als privatwirtschaftlicher Akteur schreibt den MieterInnen ihren Stromanteil direkt auf der Stromrechnung gut.
2. Die Organisation «Netzwerk» ([www.netzwaerk.ch](http://www.netzwaerk.ch)) möchte Flüchtlinge in den Arbeitsmarkt integrieren. Dafür werden Schulungen für Flüchtlinge zusammen mit den ArbeitgeberInnen gemäss ihren spezifischen Anforderungen entwickelt und im Unterschied zu anderen Angeboten auch gleich von den ArbeitgeberInnen bezahlt. Der Beitrag der öffentlichen Hand besteht darin, die Entwicklungsphase mitzufinanzieren und vermittelnd zu wirken.

Die Sektoren Staat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft sind stark in ihren Strukturen verhaftet und bringen bislang nur bedingt übergreifende und umsetzbare Lösungen für die grossen Herausforderungen des gesellschaftlichen Wandels hervor. Um mit dem raschen Wandel von Arbeitswelten, Technologien und Märkten Schritt zu halten, ist gemäss dem Ansatz der sozialen Innovation die aktive Koordination der Bemühungen der einzelnen Akteure unabdingbar.

**Melanie Mettler**



Melanie Mettler ist promovierte Literaturwissenschaftlerin und arbeitet als Beraterin für Soziale Innovation und neue Geschäftsmodelle bei der Firma bolz+partner consulting ag. Sie ist Mitgründerin des Solarstrom-Crowdfunding-Projekts Sunraising und des Vereins Soziale Innovation Bern: Accelerator ([www.snsi.ch](http://www.snsi.ch)).

## Kreativwirtschaft – schillernd, unscharf, neu zu denken

Christoph Weckerle, Zürcher Hochschule der Künste

**44** In den frühen 1990er-Jahren starteten in Grossbritannien und Deutschland im Rahmen der Deindustrialisierung Debatten zur Kultur- und Kreativwirtschaft. Die kreativen Köpfe in den Ateliers und an den Bildschirmen sollten die rauchenden Schloten der Schwerindustrie ablösen. Heute ist es an der Zeit, die alten Konzepte zu hinterfragen und die Schnittstelle von Kultur und Ökonomie neu zu denken.

Die Debatten zu den «Creative Industries» in Grossbritannien beziehungsweise zur «Kulturwirtschaft» in Deutschland waren strukturiert von zwei Beweggründen: Strukturwandel und Standortpromotion. Die Tage der Stahl- und Kohleindustrie in Europa schienen aufgrund wachsender Konkurrenz auf dem Weltmarkt und negativer Auswirkungen auf Lebens- und Standortqualität gezählt. Neue Wertschöpfungskonzepte setzten auf Kultur und Kreativität.

In England wurde unter Premierminister Tony Blair das Thema «Nation Branding» mit den «Creative Industries» in Bezug gesetzt und so Standortpromotion betrieben. In einer zunehmend globalisierten Welt galt es, sich als einzigartig zu positionieren und Standortvorteile zu kommunizieren. Initiativen wie «Branding Britain» zeigten über Design, Mode oder Architektur neue Ansätze auf, die bald auf der ganzen Welt imitiert und adaptiert wurden.

### Ökonomisierung der Kultur und umgekehrt

Viele Argumentationslinien in der Diskussion heute stammen noch aus dieser Zeit. Der kulturelle Sektor wird tendenziell an den Kriterien der Wirtschaftspolitik gemessen und weniger hinsichtlich der öffentlichen

Finanzen (Kulturförderung, Subventionen) beleuchtet. Kurz: Es geht um Umsatz und Beschäftigung. Im Fokus stehen nicht Kunstsparten, sondern Teilmärkte, deren Wachstumsdynamik mit anderen Branchen verglichen wird. Die eindruckliche Zahl von Kreativwirtschaftsberichten steht für die Attraktivität dieser Ergebnisse – und zeigt auf, wie das symbolische Kapital von Kunst und Kultur als Narrativ in weitere Felder einfließt und sich dort nutzen lässt. Viele Künstlerinnen und Designer bezeichnen diesen Transfer auch als Instrumentalisierung. «Keine Ökonomisierung der Kultur!», so ihre Forderung. Auf der anderen Seite hat die Wirtschaftsförderung realisiert: Wächst die Zahl der Beschäftigten, nimmt der Umsatz nicht automatisch zu. Gerade die von deutschen Soziologen und Kulturwissenschaftlern geführte Diskussion zur Kulturalisierung der Ökonomie zeigt, dass die Schnittstelle zwischen Kultur und Ökonomie komplex und umkämpft ist.

### Welche Berufe sind eigentlich kreativ?

Das in Grossbritannien entwickelte Konzept der «Creative Economy» begegnet diesem komplexen Verhältnis mit einem konkreten Messverfahren für kreative Berufe. Künstlerinnen, Designer, Werber, Architektinnen, Entwickler von Videospiele wurden bislang unter dem Begriff der «Creative Industry» gefasst. Doch weshalb sollten ausschliesslich diese Berufe kreativ sein? Mit der Methode des «dynamic mapping» wird ein Set von kreativen Berufen und Tätigkeiten bestimmt («creative occupations») und darauf aufbauend analysiert, wie gross dieser Anteil in den verschiedenen Wirtschaftsbranchen ist («creative intensity»). Die Beschäftigung in der «Creative Economy» ergibt sich demnach aus der Summe der

Erwerbstätigen in den klassischen «Creative Industries» und aller kreativen Jobs, die in anderen Branchen eingebettet sind. Berechnungen des Departements für Kulturanalysen an der Zürcher Hochschule für Gestaltung zeigen auf, dass in der Schweiz die Zahl der sogenannten kreativen Berufe ausserhalb der sogenannten kreativen Branchen grösser ist als innerhalb.

Aus dieser Mischung von Berufs- und Branchenlogik lassen sich Muster über nicht lineare Karriereverläufe und über die damit verbundenen Kompetenzen ableiten. Doch gibt es auch Kritik an diesem vergleichsweise immer noch neuen Ansatz. Und die Diskussion darüber, welche Tätigkeiten kreative Tätigkeiten sind und also zur Kategorie «Creative Occupations» gezählt werden sollen, sind längst entbrannt. Denn wenn alle Berufe als kreativ gelabelt werden, ist auch dieser Ansatz an einem toten Punkt angelangt.

### Modell der «Creative Economies»

Wir schlagen deshalb ein Modell der «Creative Economies» als dynamisches Zusammenspiel von drei Sphären vor: 1. «Creative core»: Hier sind Akteure und Organisationen teilweise in experimentellen Konstellationen aktiv und entwickeln alternative Szenarios, oszillieren also zwischen der Welt, wie sie ist, und der Welt, wie sie sein könnte. 2. «Collocated sphere»: Hier werden durch Organisationen die notwendigen (Rahmen-)Bedingungen gesichert, die es braucht, damit neue Ideen, Entwürfe oder Haltungen im «creative core» verbreitet und vermittelt werden oder sich behaupten und durchsetzen können. Zwischen diesen beiden Dimensionen von «creative core» und «collocated sphere» gibt es eine 3. Sphäre, die «extended sphere»: Sie umfasst eine breite Palette von Initia-

tiven und Organisationen und operiert als «Interface», als Übersetzerin und Vermittlern.

Der «creative core» ist zugleich weiter und enger gefasst als im Verständnis der «Creative Industries»: weiter insofern, als wir wissen, dass Inventions-, Realisierung- und Vermittlungsprozesse meist zwischen den traditionell definierten Branchen der Kreativwirtschaft und anderen gesellschaftlichen Feldern wie Wissenschaft, Technologie oder Industrien stattfinden. Enger insofern, als kein unscharfer Kreativitätsbegriff postuliert wird, sondern spezifische Praktiken und Prozesse der Kreation, die sich empirisch beschreiben lassen. Diese Fundierung der postulierten sozialen Innovationskraft der Kreativwirtschaft ist notwendig, wenn die Diskussion über die «Creative Economies» zukunftsfähig bleiben soll.

#### Christoph Weckerle



Christoph Weckerle ist Direktor des Departements für Kulturanalysen und Vermittlung an der Zürcher Hochschule der Künste und Co-Kurator des kooperativen Forschungsunternehmens «Creative Economies». Für seine Forschung im Bereich «Designwirtschaft» wurde er 2005 mit dem Swiss Design Prize ausgezeichnet.



## Social Design – Definition, Aktualität, Vision

Angeli Sachs, Zürcher Hochschule der Künste  
und Museum für Gestaltung Zürich

**46 Social Design ist Gestaltung für die Gesellschaft und mit der Gesellschaft. Es stellt sich dem zunehmenden Ungleichgewicht in Bezug auf Ressourcen, Produktionsmittel und Zukunftschancen und setzt auf einen gleichberechtigten Austausch zwischen Individuum, Zivilgesellschaft, Staat und Wirtschaft. Vor diesem Hintergrund entwickeln Architekten und Gestalterinnen Lösungsansätze.**

Das Thema Social Design ist hochaktuell. Die global agierende Wachstumsökonomie und die damit verbundenen Folgen für Menschen und Umwelt werden immer gravierender und bedrohlicher. Ein massgeblicher Teil des Problems ist das Ungleichgewicht bei den Ressourcen, den Produktionsmitteln, der Bildung und den Zukunftschancen. Dazu kommen Tendenzen von zunehmendem Populismus und Nationalisierung sowie politische Entscheidungen, die keine Rücksicht auf Umwelt, Klima und die Endlichkeit der Ressourcen nehmen. Daher stehen wie auch schon in früheren Krisenzeiten die Entwicklung einer weltoffenen sozialen Kultur und die Neugestaltung von sozialen Systemen, Lebens- und Arbeitsumgebungen, die eine Welt als Ganzes im Blick haben, zur Diskussion. Social Design setzt auf einen neuen, gleichberechtigten Austausch von Individuum, Zivilgesellschaft, Staat und Wirtschaft. Immer geht es dabei auch um Freiheit, Gemeinschaft und Gerechtigkeit für alle Beteiligten – Werte, die seit der Aufklärung in jeder demokratischen Verfassung verankert sind.

### Visionäre Vorgänger

Social Design ist keine Erfindung der Gegenwart. An der Gestaltung einer solchen sozialen Kultur haben Architek-

ten, Designerinnen, Künstler, Handwerkerinnen und Ingenieure seit jeher einen entscheidenden Anteil. Wichtige Personen und Positionen sind zum Beispiel der Pionier der englischen Arts-and-Crafts-Bewegung William Morris, die Bewegungen «Bauhaus» und «Neues Frankfurt», die mit den sozialen Bewegungen der 1960er-Jahre verbundene Veränderung der politischen Perspektive, der von Dennis Meadows zusammengestellte Bericht des Club of Rome 1972 und die erste Ölkrise 1973, welche die «Grenzen des Wachstums» der Industriegesellschaft aufzeigten, Victor Papanek mit seinem einflussreichen Buch *Design for the Real World. Human Ecology and Social Change* (1971), Enzo Mari mit der «Proposta per un'autoprogettazione» (1974) oder das Konzept der «Sozialen Plastik» von Joseph Beuys. Diese teilweise visionären Ideen für eine bessere und lebenswertere Welt bilden bis heute eine wichtige Referenz für viele Nachfolger.

### Zusammenarbeit mit der Gesellschaft

Nach den eher materialistischen 1990er-Jahren hat sich der Diskurs über Social Design in den letzten Jahren wieder intensiviert. Während dieser Zeit entwickelte sich auch eine zunehmend transkulturelle und partizipative Perspektive, die eine Verschiebung von Social Design für die Gesellschaft hin zu Social Design mit der Gesellschaft vollzog.

Das Museum für Gestaltung Zürich eröffnete 2018 eine Ausstellung zum Thema. Die Ausstellung und die Begleitpublikation präsentierten 25 Projekte aus den Bereichen «Urbaner Raum und Landschaft», «Wohnen, Bildung, Arbeit», «Produktion», «Migration», «Netzwerke» und «Umwelt». Die Projekte zeigen einen Ausschnitt aus dem internationalen Panorama an gegenwärtigen Betätigungsfeldern des Social Design und stehen beispielhaft für viele

andere relevante Initiativen in diesen Bereichen. Die Entwürfe reichen von neuen Infrastrukturen und der Rückeroberung der Städte durch ihre Bewohner bis zu Bildungsmöglichkeiten für alle, von der gemeinschaftlichen Restaurierung von Wohnhäusern bis zu Initiativen zur Integration von Flüchtlingen, vom Solarkiosk, der als Energiequelle nachhaltige Entwicklungsmöglichkeiten für Gemeinschaften ermöglicht, bis zum Pflanzen von nachhaltigen Gärten in verschiedenen Ländern Afrikas.

### Design als Prozess

Der Auswahl der Projekte lagen verschiedene Kriterien zugrunde: die soziale und gestalterische Qualität, die Transparenz des damit verbundenen Prozesses, der Dialog mit den projektbeteiligten Menschen und deren Partizipation, ihr «Empowerment» im Sinne eines Aufbaus eigener Existenzgrundlagen, die Transformation gesellschaftlicher Bedingungen und die Nachhaltigkeit der Initiativen. Aber kann ein Projekt alle diese Anforderungen immer und gleichzeitig erfüllen? Social Design ist wie anderes Design auch ein Prozess, der nicht linear ins angestrebte Ziel führt, sondern Versuch und Irrtum, eine Entwicklung in Schritten und das Zusammenspiel vieler Akteurinnen und Akteure einschliesst. Das Unternehmen Fairphone zum Beispiel sagt ganz offen, dass ihr Mobiltelefon noch lange nicht zu 100 Prozent fair ist, aber dass sie Schritt für Schritt an diesem Ziel arbeiten. Das ist ein guter Weg.

Angeli Sachs



Angeli Sachs ist Kunsthistorikerin, Leiterin des Master of Arts in Art Education Curatorial Studies an der Zürcher Hochschule der Künste sowie Kuratorin am Museum für Gestaltung Zürich. Sie verantwortete zahlreiche Ausstellungen und Publikationen zu Architektur, Design, Kunst und Kultur des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart, zuletzt 2018 die Ausstellung *Social Design* im Museum für Gestaltung Zürich und dazu die Publikation *Social Design – Partizipation und Empowerment*, hg. vom Museum für Gestaltung Zürich.

## Soziale Innovation in den Umweltwissenschaften

Michael Stauffacher, ETH Zürich

48

**Die Umweltproblematik ist ein sogenanntes «wicked problem», ein Problem, das keine einfachen Lösungen hat. Um es zu bewältigen, braucht es neuartige Formen der Forschung, die Grenzen der Disziplinen überschreiten und die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Gesellschaft organisieren. In den Umweltwissenschaften entstanden in den letzten Jahrzehnten solch neue Formen, die man auch mit dem Begriff «soziale Innovation» beschreiben kann.**

In der Sozialpolitik gibt es viele Dilemmata, die als «wicked problems» bezeichnet werden (Rittel und Weber, 1973). Sie können auf ganz unterschiedliche Arten definiert werden. Die Definitionen implizieren aber jeweils auch gleich eine Lösung. Analog gilt dies für viele Umweltprobleme, wie beispielsweise den Klimawandel, die Biodiversität oder die Übernutzung von Ressourcen. Dies hat auch Folgen für die wissenschaftliche Bearbeitung von Umweltproblemen: Diese Bearbeitung sollte zum Beispiel nicht von einer Disziplin aus allein vorgenommen werden.

Wissenschaftler in der Schweiz erkannten das schon in den 1990er-Jahren. Das führte zu einem grossen Umweltforschungsprogramm (Schwerpunktprogramm Umwelt SPPU), das Naturwissenschaftler und Ingenieur-, Sozial- und Geisteswissenschaftler zusammenbrachte. Obschon eine erste Phase (1992–95, 300 Forschende, 39 Millionen Franken an Finanzmitteln) forschungsmässig erfolgreich verlief, stiessen die Resultate in der Praxis auf Widerstand. Kritiker monierten einen ungenügenden Einbezug von Wirtschaft, Umweltorganisationen, Politik und Verwaltung (Roux, 1997). In einer zweiten Phase (1996–99, 200 Forschende, 45 Millionen an Finanzmitteln) sollten «Anwenderinnen und Anwender» aus der Praxis deshalb schon in die Bearbeitung der Ziele und Projektbeschreibungen einbezogen werden (Häberli & Grossenbacher, 1998).

### Transdisziplinarität als soziale Innovation

Somit war eine soziale Innovation notwendig: Wie kann Forschung so ausgerichtet werden, dass sie einen Nutzen für die potenziellen Nutzer generiert? Die Schweizerische Akademische Gesellschaft für Umweltforschung und Ökologie (saguf) regte an, die Forschungsprojekte in der zweiten Phase des SPPU zu unterstützen, und es wurde ein Forum eingerichtet, um anstehende Probleme zu diskutieren, zu systematisieren und einer Lösung zuzuführen (Roux, 1997).

Diese Pionierarbeiten rund um eine transdisziplinäre Forschung mündeten im Jahr 2000 in eine erste internationale Tagung (Klein et al., 2001). Es fand sich eine breite Gruppe aus den Umwelt- und Gesundheitswissenschaften, der Technologiefolgenabschätzung und der Nord-Süd-Forschung, die eine problembezogene Forschung an der Schnittstelle von Wissenschaft und Gesellschaft forderte.

### Institutionalisierung und die Rolle der Akademien

Nach dem Ende des SPPU ging es weiter: Die Transdisziplinarität in der Forschung wurde weiterentwickelt und gleichzeitig wurden auch ihre Grenzen reflektiert. Es setzte eine eigentliche Professionalisierung ein, verschiedene Bücher beschäftigten sich mit Methoden- und Organisationsfragen, die Möglichkeiten der Evaluation wurden diskutiert und erste empirische Studien publiziert.

Es folgte auch eine Institutionalisierung: saguf gründete das «saguf-net», das bald in das «Network for Transdisciplinary Research» (td-net) überging. Zuerst war das Netzwerk an der Akademie der Naturwissenschaften Schweiz angesiedelt, später übersiedelte es zum Dachverbund Akademien der Wissenschaften Schweiz. Das td-net entwickelte Gestaltungsprinzipien, stellte ein Handbuch zusammen, organisierte Konferenzen und erhielt so das Netzwerk der transdisziplinär Forschenden am Leben. Dies war wichtig, denn die transdisziplinäre Forschung

hatte an den Hochschulen nach dem Ende des SPPU einen schweren Stand.

### Im Mainstream angekommen

Mittlerweile ist der Begriff «Transdisziplinarität» im Mainstream angekommen: Organisationen wie Future Earth fordern sie genauso ein wie die EU-Kommission, und die Zeitschrift Nature bringt eine Spezialausgabe zu «co-production of research».<sup>1</sup> Mit dem Mainstream droht der Begriff der Transdisziplinarität zu verwässern. In der Absicht, an Forschungsgelder zu kommen, verwenden ihn Forschende häufig rein instrumentell. Das td-net und andere sind also weiterhin auf verschiedenen Ebenen gefordert: in der Qualitätssicherung und insbesondere in der Bereitstellung und Vermittlung von bewährten Methoden und Werkzeugen.<sup>2</sup>

Halten wir drei Punkte fest: 1. Transdisziplinarität ist eine zentrale soziale Innovation im Wissenschaftssystem für die Lösung von gesellschaftlich relevanten Problemen. 2. Im Bereich der Umweltwissenschaften wäre sie nicht möglich gewesen ohne substanzielle Beiträge aus den Sozial- und Geisteswissenschaften in enger Zusammenarbeit mit den Natur-, Medizin- und Ingenieurwissenschaften. 3. Ohne die Akademien wäre die Institutionalisierung, Professionalisierung und Diffusion viel schwieriger gewesen.

### Literatur

- Häberli, R., & Grossenbacher-Mansuy, W. (1998): Transdisziplinarität zwischen Förderung und Überforderung. *GAIA*, 7(3), S. 196–213.
- Klein, J.T. et al. (Eds.) (2001): *Transdisciplinarity: joint problem solving among science, technology, and society: an effective way for managing complexity*. Springer Science & Business Media.
- Rittel, H. W., & Webber, M.M. (1973): Dilemmas in a general theory of planning. *Policy Sciences*, 4(2), S. 155–169.
- Roux, M. (1997): Gemeinsames Forschen von Praxis und Wissenschaft für eine nachhaltige Entwicklung. *GAIA*, 6(2), S. 153–156.

### Michael Stauffacher



Michael Stauffacher ist promovierter Soziologe und Titularprofessor an der ETH Zürich. Er ist Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Umweltforschung und Ökologie (saguf) und Mitglied des Vorstands der SAGW. Seine Forschung und Lehre ist transdisziplinär und bewegt sich an den Schnittstellen von unterschiedlichen Disziplinen sowie von Wissenschaft und Gesellschaft.

<sup>1</sup> <https://www.nature.com/collections/nnqkvntryl>

<sup>2</sup> Vgl. [http://www.naturalsciences.ch/topics/co-producing\\_knowledge](http://www.naturalsciences.ch/topics/co-producing_knowledge)

## Nachhaltiger Konsum und soziale Innovation

Stephanie Moser, Stephan Schmidt, Christoph Bader,  
Universität Bern

50

**Immer mehr Menschen suchen nach neuen Formen nachhaltigeren Konsumierens. Sie gründen Repair Cafés, offene Werkstätten, Tauschnetzwerke oder solidarökonomisch organisierte Vereine und Genossenschaften. Doch wie geht es nach der Gründung weiter? Über die Etablierung solcher Initiativen wissen wir noch wenig.**

Ausgehend von den sozialen und ökologischen Schattenseiten der Konsumgesellschaft experimentieren solche Initiativen mit neuen Ideen, wie wir unsere Produktions- und Konsummuster in einer gesellschaftlich gerechteren und ökologisch verträglicheren Weise gestalten könnten. Diese Entwicklung hat auch das Interesse der Forschung zu nachhaltigem Konsum geweckt. Diese Forschung betrachtet unsere vorherrschenden Konsummuster aus dem Blickwinkel sozialer Praktiken: Die Art, wie wir wohnen, wie wir uns kleiden oder ernähren, wird demnach als gewohnheitsbedingtes Verhaltensmuster verstanden, das stark in den uns gebotenen materiellen und infrastrukturellen Möglichkeiten, unserem Wissen und unseren Fähigkeiten sowie unseren kulturellen Bedeutungsmustern verwurzelt ist.

Die Forschung zu sozialen Innovationen nachhaltigen Konsums interessiert sich darauf aufbauend für die Entstehung und Etablierung von neuen und nachhaltigeren Konsumpraktiken. Sie geht der Frage nach, wie Akteure etablierte Bedeutungsmuster und materielle Settings problematisieren und aufbrechen und wie es möglich wird, neue Praktiken zu etablieren und zu stabilisieren. Die Veränderungen können ganz unterschiedliche Formen haben und an verschiedenen Orten entstehen: Sie können neue *soziale Settings* sein (teilen oder gemeinsam produzieren), auf die (*Wieder*)aneignung von *Kompetenzen* (Selbermachen, Reparieren) fokussieren oder auch veränderte *materielle Settings* betreffen (neue

Produkte oder veränderte Infrastruktur, vgl. Jaeger-Erben et al., 2015).

### Vom Engagement zur geteilten Praktik

Soziale Innovationen nachhaltigen Konsums kommen vielfach aus der Zivilgesellschaft. Sie werden getragen von Kollektiven und leben – zumindest zu Beginn – häufig von grossem Engagement und freiwilligem Einsatz. Unsere eigene Forschung (Moser et al., 2018) zeigte: Wichtige Beweggründe für die Menschen sich einzusetzen sind die Überzeugung, so einen gemeinsamen Beitrag zur Problemlösung leisten zu können sowie eine hohe Identifikation mit der Idee und den übrigen beteiligten Personen. Diese Menschen verstehen ihr Engagement als einen wichtigen Teil der eigenen Identität und erachten den gesellschaftlichen Beitrag, Gemeinschaftlichkeit und Wiederaneignung von Kompetenzen als zentral.

Soziale Innovationen nachhaltigen Konsums können auf gesellschaftlicher Ebene Veränderungen bewirken, wenn sie es schaffen, breitere Bevölkerungskreise anzusprechen und deren unökologische Konsumpraktiken zu ersetzen. Wir konnten beobachten, dass Beispiele sozialer Innovationen nachhaltigen Konsums dann für breitere Bevölkerungskreise attraktiv werden, wenn sie möglichst einfach und niederschwellig zugänglich sind, sich unkompliziert in den Alltag integrieren lassen und als Bereicherung empfunden werden. Bei den Engagierten der ersten Stunde stehen diese Merkmale jedoch nicht unbedingt im Fokus, ja sie können ihren Zielen gar widersprechen.

### Etablierung als kritischer Prozess

Der Übergang von der Entstehung einer neuen Konsumpraktik zu ihrer Etablierung stellt eine kritische Phase dar. Die erfolgreiche Bewältigung dieser Phase hängt nicht zuletzt mit Fragen der Formalisierung, Professio-

nalisation, Institutionalisierung und Synergienutzung zusammen. Forschung, Öffentlichkeit und Förderkonzepte haben sich bisher jedoch in erster Linie für die Entstehung sozialer Innovationen nachhaltigen Konsums interessiert. Der kritische Übergang in Etablierung und Stabilisierung blieb dabei – bis auf wenige Ausnahmen – unterbeleuchtet. Es wäre wertvoll, diesen Übergang sowie mögliche synergetische Effekte zwischen den verschiedenen Bereichen sozialer Innovationen besser zu verstehen – und das nicht nur aus der Forschungsperspektive. Ein besseres Verständnis dieser Phase würde auch die notwendige Basis schaffen für eine wirksamere Unterstützung von Initiativen in diesem Bereich. Denn wenn soziale Innovationen es schaffen, nachhaltigere Produktions- und Konsummuster zu etablieren, wirken sie nicht zuletzt als wichtige Impulsgeber für umfassendere gesellschaftliche Veränderungen in Richtung Nachhaltigkeit.

#### Stephanie Moser



Stephanie Moser leitet den Bereich «Sozio-ökonomische Transitionen» am Zentrum für Nachhaltige Entwicklung und Umwelt (CDE) der Universität Bern. Sie studierte Psychologie an der Universität Bern und doktorierte an der Universität Zürich. Sie forscht zu individuellen Beweggründen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen umweltfreundlichen Handelns und nachhaltiger Lebensstile.

#### Christoph Bader



Christoph Bader arbeitet am Zentrum für Nachhaltige Entwicklung und Umwelt (CDE) der Universität Bern. Er studierte Volkswirtschaftslehre an der Universität Bern und doktorierte an der Universität Bern in Nachhaltiger Entwicklung. Er forscht zu Themen der nachhaltigen Ökonomie mit einem Schwerpunkt in Postwachstumsökonomie und soziale Ungleichheiten.

#### Stephan Schmidt



Stephan Schmidt arbeitet am Zentrum für Nachhaltige Entwicklung und Umwelt (CDE) der Universität Bern. Er studierte Politikwissenschaft, Soziologie und Jura und arbeitete im Bereich der Entwicklungsökonomie und Nachhaltigen Konsums. Aktuell forscht und lehrt er zu den Themengebieten nachhaltige Ökonomie sowie gesellschaftlicher Transformationsperspektiven.

#### Literatur

- Moser, S., et al. (2018): Analyse von freiwilligen Angeboten und Initiativen mit Bezug zu suffizientem Verhalten. Zürich: Energieforschung Stadt Zürich.  
[https://www.energieforschung-zuerich.ch/fileadmin/berichte/FP-1.18\\_Bericht.pdf](https://www.energieforschung-zuerich.ch/fileadmin/berichte/FP-1.18_Bericht.pdf)
- Jaeger-Erben, M., Rückert-John, J., & Schäfer, M. (2015): Sustainable consumption through social innovation: a typology of innovations for sustainable consumption practices. *Journal of Cleaner Production*, 108, Part A, S. 784–798.  
<https://doi.org/10.1016/j.jclepro.2015.07.042>

## Innovatives Wohnen in der Ageing Society

Margrit Hugentobler, ETH Zürich

52

**Unsere Gesellschaft wird älter und die meisten Menschen wünschen sich zu Hause alt zu werden. Neue, innovative Modelle sind gefragt, welche die veränderten Selbstbilder und Lebenswünsche der älteren Generationen aufnehmen. Ein solches Modell ist das «Mehrgenerationenwohnen», das Zusammenleben von mehreren Generationen unter einem Dach.**

Der Wunsch, im Alter zu Hause wohnen zu bleiben, geht für viele Menschen in Erfüllung. In der Schweiz leben nur knapp ein Viertel der über 90-jährigen Männer und rund 38 Prozent der gleichaltrigen Frauen in einem Alters- oder Pflegeheim. Von der Gruppe der über 80-Jährigen wohnen gar nur rund 16 Prozent in einer altersspezifischen Institution.

Traditionelle Altersheime wandeln sich vielerorts zu Pflegeheimen, in denen man erst ab einer bestimmten Pflegestufe die letzte Lebenszeit verbringt. Die Zahl von Menschen im sogenannt fragilen vierten Lebensalter über 80 mit hohem Betreuungs- und Pflegebedarf nimmt zu. Das rückt die Kostenfrage ins Zentrum der sozialpolitischen Diskussion.

### **Prinzip «alles aus einer Hand»**

Neue, innovative Ansätze müssen gesucht werden. Aktuelle Entwicklungen in diesem Bereich verfolgen einen flexiblen Ansatz, geleitet vom Prinzip «alles aus einer Hand». Kleinere Alterswohnungen beispielsweise werden räumlich so konzipiert, dass der Schlafbereich bei Bedarf in ein Pflegezimmer umfunktioniert werden kann. Die Spitex und andere Dienstleister sind an den Anbieter

angeschlossen. Auch dezentrale, in reguläre Wohnsiedlungen eingestreute Pflegegruppen sind eine Wohn- und Pflegeform, die in den letzten Jahren entstanden ist.

Der Ausbau der ambulanten Pflege in Form von öffentlichen und privaten Spitex-Diensten und eine Vielzahl von Beratungs- und weiteren Unterstützungsangeboten erleichtern es älteren Menschen, länger und autonomer in den eigenen vier Wänden zu leben. Innovationen in der Technologie und in der Kommunikation wie beispielsweise Onlineshopping oder von zu Hause aus verfügbare Sicherheits- und Notrufsysteme leisten ebenfalls einen geschätzten Beitrag. Wichtig bleiben zudem die Freiwilligenarbeit wie beispielsweise ein organisierter «Besuchsdienst» und die nicht offiziell erfasste informelle Nachbarschaftshilfe.

### **Mehrere Generationen unter einem Dach**

Ein besonderes Potenzial hat das sogenannte «Mehrgenerationenwohnen». Es verfolgt das Ziel, im Hinblick auf das Älterwerden bewusst eine altersgerechte Wohnung in einer mehrere Generationen umfassenden Siedlungsgemeinschaft zu finden. Das «Mehrgenerationenwohnen» unterscheidet sich von «normalen» altersdurchmischten Mehrfamilienhäusern durch die deklarierte Absicht, gemeinschaftlich zusammenzuwohnen und sich gegenseitig zu unterstützen.

Exemplarische Projekte gibt es seit einigen Jahren. Über deren Verbreitung und Eigenschaften ist jedoch wenig bekannt. Mittels einer vorwiegend quantitativen Studie (Hugentobler und Otto, 2017) wurde deshalb versucht, im geografischen Radius des Kantons Zürich mehr über die Verbreitung, die Zielsetzungen und die Merkmale

von solchen generationsübergreifenden Wohnmodellen zu erfahren. Im Weiteren interessierten die rechtliche Organisation und Finanzierung, die räumlichen Infrastrukturangebote, gemeinschaftliche Aktivitäten, Eignung für Menschen mit Einschränkungen und die Einbindung ins Quartier.

Die Projektsuche erfolgte durch ein breites Netz von Informationskanälen. Quantitative Daten von 51 gemeinschaftlichen Wohnprojekten in städtischen und ländlichen Gebieten des Kantons Zürich konnten erhoben werden. Sie umfassen rund 3600 Personen in 2040 Haushalten, mit einem Mittelwert (bzw. Median) von 85 (48) Personen oder 45 (32) Haushalten pro Projekt. Rund drei Viertel der Projekte sind genossenschaftlich organisiert. Bemerkenswert ist, dass die Befragten in rund 60 Prozent der 22 Projekte, für die Informationen über die Finanzierung verfügbar waren, die Wohnkosten im Vergleich zu ortsüblichen Kosten als günstiger (41 Prozent) oder gar um einiges günstiger (18 Prozent) einschätzten. Dies erklärt sich teilweise aus der genossenschaftlichen Organisationsform. Bei den leitenden Wohnideen stehen Soziale Interaktion und Integration im Vordergrund (98 Prozent), gefolgt von Alterstauglichkeit (69 Prozent), Ökologisches Wohnen (53 Prozent) und Selbstorganisation (45 Prozent). Etwas mehr als die Hälfte der Projekte weist eine heterogene Alterszusammensetzung von vier und mehr benachbarten Altersklassen auf. Mehr als ein Drittel der Projekte befindet sich noch in der Planungs- oder Bauphase – ein Zeichen dafür, dass sich gerade einiges bewegt.

## Literatur

- Hugentobler M., Otto U. (2017): Gemeinschaftliche Wohnformen für die zweite Lebenshälfte. Qualitäten im Kanton Zürich. In Sinning H. (Hrsg.): Altersgerecht wohnen und leben im Quartier. Stuttgart: Fraunhofer IRB (S. 135–162).
- Feuerstein C., Leeb F. (2015): Generationenwohnen. Neue Konzepte für Architektur und soziale Interaktion. Interaktion DETAIL.

### Margrit Hugentobler



Margrit Hugentobler studierte Sozial- und Gemeinwesenarbeit, Soziologie und Politikwissenschaften in den USA und promovierte in «Urban, Technological and Environmental Planning». Bis 2015 leitete sie die Forschungsstelle ETH Wohnforum – ETH CASE. Ihre Forschungsschwerpunkte der letzten 25 Jahre sind Wohnraumversorgung, Wohnqualitäten und -innovationen für verschiedene Zielgruppen sowie sozialräumlich nachhaltige Stadtentwicklung.